

tisch betätigt hatte, ohne doch ein echter Politiker zu sein, war in seinem eigentlichen Wesen ein formender literarischer Geist, ein Mensch höchster persönlicher Bildung und Kultur. Diese besonderen Gaben ermöglichten es Cicero in den letzten Jahren seines Lebens eine bedeutende philosophische Tätigkeit zu entfalten.

Er hat in seinen philosophischen Schriften wohl die Gedanken griechischer Philosophen verarbeitet, aber doch Werke von typisch römischem Gepräge geschaffen. Er fügt das politische Streben Roms und den Stolz der Herrscher über die Welt zusammen mit der in Stoa und Akademie lebendigen menschlichen Gesinnung, die auf das Bleibende und die Menschen Verbindende, auf die humanitas gerichtet ist.

Nach Cäsars Ermordung wird er für kurze Zeit zum Führer des Senates, aber nachdem sich die neuen Machthaber geeinigt hatten, setzt man ihn – den Großen, Berühmten und ewig Unruhigen – auf die Liste der Proscribierten. Er wird am 7. Dezember 43 v. Chr. in schändlicher Weise auf der Flucht umgebracht, Haupt und Hände werden nach Rom gesandt zum Beweis dafür, daß er ermordet wurde, und auf dem Forum ausgestellt.

Cicero war nicht, wie er wohl selbst meinen mochte, ein Mensch von wirklichem politischen Instinkt. Der Kenntnisreiche, von altrömischen Idealen Be-seelte dachte in Kategorien einer im Grunde längst untergegangenen Zeit. Und so hat er nie das mit Cäsar Wirklichkeit werdende Phänomen der totalen Macht verstehen können. Cäsar hat sich nicht in einer für seine Zeitgenossen durchschaubaren Weise als rex oder als tyrannus etabliert. Er hat es, abgesehen von seinem großen persönlichen Einfluß, verstanden, sich durch Akkumulation von Ämtern und Schlüsselstellungen in einer bislang unbekannten Weise eine gewaltige, aber doch legal fundierte Machtposition zu schaffen. Für diese Machtstellung gab es keinen Titel, keine Bezeichnung, keinen Terminus. Es war eben die Stellung des

princeps, des Kaisers, die es noch nicht gab. Aber davon ahnte man noch nichts. So versuchten die Gegner Cäsars in den letzten Monaten vor dem Attentat ihn auf die Stellung eines hellenistischen Tyrannen (mit dem äußeren Zeichen des Diadems) festzulegen, – was Cäsar aber stets nachdrücklich zurückgewiesen hat. Er selbst durfte es noch nicht wagen, seine Stellung formal staatsrechtlich zu definieren und endgültig zu verankern. Darauf wäre es aber für ihn vor allem angekommen³.

An diesem Phänomen der absoluten Staatsmacht, bei der ein Mann den ganzen Staat und den ganzen Staatsapparat in der Hand hält und kontrolliert, ist der Politiker und Mensch Cicero letzten Endes gescheitert. Er war des redlichen Glaubens gewesen, daß man mit Begriffen und Methoden einer idealisierten Vergangenheit, wenn sie nur zu neuem Leben erweckt und moralisch oder geistig unterbaut würden, die alte res publica retten und restaurieren könnte. Er hatte nicht erkannt, daß Rom eine Weltmacht geworden war und daß das römische Weltreich einen Herrn verlangte: den Kaiser⁴.

Franz Tietze

Franz Xaver Kraus und die Pharisäer

Der am 18. September 1840 in Trier geborene und am 28. Dezember 1901 in San Remo verstorbene Kirchen-, Kunsthistoriker und Archäologe Franz Xaver Kraus hat nicht nur einen großen natio-

³ Wichtig hierfür: Konrad Kraft, Der goldene Kranz Cäsars und der Kampf um die Entlarvung des „Tyrannen“, Jahrb. f. Numismatik und Geldgeschichte, 3. u. 4. Jg. 1952/53, Kallmünz/Opf.

⁴ Es ist erfreulich, daß antike Texte durch gute zweisprachige Ausgaben oder geeignete Übersetzungen einem weiteren Leserkreis zugänglich gemacht werden. Für unser Thema möchte ich verweisen auf: Cicero, Vom höchsten Gut und vom größten Übel, übersetzt und eingeleitet von O. Büchler, Bremen 1957, C. Schünemann; C. Julius Cäsar, Der Bürgerkrieg, lat.-deutsch ed. Georg Dorminger, München 1957, Ernst Heimeran.

nalen und internationalen Ruf als Gelehrter gehabt. Er griff auch in die kirchlichen und kirchenpolitischen Streitigkeiten seiner Zeit ein und war eine sehr umstrittene und viel angefochtene Persönlichkeit. Schon in frühester Jugend begann er zu schriftstellern, aus wissenschaftlich-kritischem Drang heraus, aber auch um seine wirtschaftlich bedrängte Lage zu erleichtern. Gern wäre er wohl in seiner Heimatstadt Seminarprofessor geworden. Aber alle dahingehenden Bemühungen zerschlugen sich wegen seiner wissenschaftlichen Auffassungen. Erst 1872 erhielt er eine außerordentliche Professur der Kunstgeschichte an der neuerrichteten Universität in Straßburg und wurde 1878 Nachfolger des Kirchenhistorikers Alzog in Freiburg i. Br. In den letzten Jahren war er auch in zunehmendem Maß aus eigenem Antrieb und im Auftrag des badischen Großherzogs und sogar Berlins in kirchenpolitischen Missionen tätig. Das Verzeichnis seiner Bücher und Aufsätze zählt 252 Nummern. Davon sind 72 Buchveröffentlichungen.

Die Erinnerung an den bedeutenden Gelehrten und Publizisten wird erneuert durch die, nach seinem Willen 50 Jahre nach seinem Tod veröffentlichten, Tagebücher. Dr. Hubert Schiel hat sie herausgegeben¹, wobei er nur die ersten jugendlichen Eintragungen (am 30. Mai 1856 beginnt Kraus sein Tagebuch) kürzte, insofern er Auszüge aus Büchern und längere Ergüsse des Herzens wegfallen ließ. Vom Tag der Priesterweihe an erfolgt ein wortgetreuer Abdruck, so daß das Werk eine unbedingt vertrauenswürdige Quelle ist. Schiel vermied es mit Recht, Unangenehmes zu unterdrücken, wie es vor einigen Jahren W. Wühr bei der Herausgabe der Tagebücher v. Pastors (Heidelberg 1950) leider getan hatte. Eine gediegene Einleitung, die mühsame Feststellung fast aller von Kraus erwähnten Personen, die Bibliographie von und über

Kraus sowie ein sorgfältiges Personenregister machen die Veröffentlichung zu einem untadeligen, gelehrten Werk.

Man wird von vornherein geneigt sein, diese Tagebücher als eine höchst wichtige Quelle für die deutsche Kirchengeschichte und weit darüber hinaus anzunehmen. Fallen doch die Kämpfe um das Vatikanum, die altkatholische Bewegung, der Kulturkampf und sein Abbau, die kirchenpolitischen Vorgänge unter den so bedeutenden Pontifikaten von Pius IX. und Leo XIII. in die Lebenszeit von Kraus. Andererseits darf man aber auch den Wert der Mitteilungen nicht überschätzen. Wie es in der Naturwissenschaft nicht möglich und wenigstens nicht notwendig ist, alle Saugwurzeln einer Pflanze festzustellen, um ihr Wesen zu begreifen, so sind auch in der Geschichte nicht alle Rinnale von Einflußnahme und Bemühung wichtig. Sie können sogar den eigentlichen Gang der Dinge verundeutlichen. Der größte Gewinn solcher Tagebücher erwächst oft unmittelbar aus dem Erspüren der allgemeinen Seelenlage einer Zeit und der in ihr herrschenden Strömungen.

Die Versuchung, die Geister der Parteien in jenen bewegten Jahrzehnten festzustellen und, gegebenenfalls, aus den Bekenntnissen des Tagebuchschreibers Waffen gegen ihn und seine Freunde zu schmieden, dürfte leicht zu überwinden sein. Es ist jedenfalls ehrenvoller und trägt zur Erkenntnis der Geschichte mehr bei, wenn man das Ganze und das innere Gesetz des Kämpfers um die Freiheit und die Zukunft des Katholizismus zu erfassen sucht.

1. Die Tagebücher beweisen einmal, daß Kraus zeit seines Lebens von schwacher Gesundheit war. Von pathologischer Veranlagung möchten wir jedoch nicht sprechen. Schon das Kind und den jungen Schüler plagten die verschiedensten Schmerzen und Anfälligkeiten. Die Erfahrung, daß körperlich labile Naturen auf geistigem Gebiet sehr regsam, feinfühlig und mit außerordentlichem Gespür begabt sind, bestätigt sich auch bei ihm. Seine Krankheiten und

¹ *Franz Xaver Kraus, Tagebücher.* Hrsg. von Dr. Hubert Schiel (XX u. 820 S.) Köln 1957, J. P. Bachem. DM 32,—.

Schwächezustände überwand Kraus durch außerordentliche Zähigkeit und Willensanstrengung. Es ist erstaunlich, was dieser fast stets von Schmerzen und Krankheiten verfolgte Mensch seinem Körper abgerungen hat. Dabei wird man ihn nicht eigentlich genial nennen können. Viel Fleiß und emsiges Bemühen verschafften seiner großen, dem kritischen Scharfsinn besonders zugeneigten Begabung die noch heute anerkannten Erfolge.

2. Kraus war ein religiös überaus leicht ansprechbares Kind. Seinem, wie es scheint, etwas freisinnigen Elternhaus zum Trotz gelang es ihm, den Weg zu den Jesuiten zu finden, die ihm als vortreffliche Beichtväter gerühmt worden waren. Es entwickelte sich ein sehr vertrautes Verhältnis, dem Kraus eine gute ästhetische Durchbildung und eine etwas gesteigerte Frömmigkeit verdankte, die seine Seelenführer zu mäßigen suchten. Durch Jahre hindurch dachte er auch daran, sich dem Orden anzuschließen. Er konnte aber weder eine innere Klarheit gewinnen noch erlaubte ihm seine Gesundheit ein Leben in einer Gemeinschaft. Die Freundschaft, Verehrung und Dankbarkeit ließen nach, als die wissenschaftlichen Wege ihn von den Vertretern des Jesuitenordens trennten und die Patres bei seinen Besuchen nicht die rechte Unterscheidung zwischen der persönlichen Beziehung und den gelehrten Diskussionen zu machen wußten (176, 216 u. a.). Erst später kam es zu einer Freundschaft mit den alten Beichtvätern, die von allen nicht persönlichen Erinnerungen absah (271). Die ästhetische Schulung erkannte Kraus auch willig an, als er sich geistig losgelöst hatte, und vermißte sie bei den Anhängern und Freunden der kritischen Schule. Der Zufall wollte es, daß zwei Jesuiten, P. v. Egloffstein und P. Paulus, ihm im Tod beistanden.

Das Charakteristische an seiner Frömmigkeit ist wohl die unbedingte Aufrichtigkeit vor Gott, vor dem er sich ehrlich prüft, ehrlich seiner Mängel bewußt wird, ehrlich alles andere, auch

Wissenschaft und Ruhm, als wesentlich zweitrangig zurückstellt und immer wieder um die Gnade bittet, doch alle seine Kräfte im Dienst Gottes und seiner Kirche zu verzehren. Darum verwundert es uns nicht, wenn Kraus in allen seinen geistigen Krisen doch immer wieder alle Anfechtungen überwand, die von ihm so heiß geliebte Kirche zu verlassen oder von der theologischen Fakultät zur philosophischen überzuwechseln. Wir vermissen allerdings in seiner Frömmigkeit etwas den Geist der inneren Fröhlichkeit. Seine Krankheiten, seine äußeren und inneren Lebensschicksale geben einem gewissen Pessimismus und einer gewissen Melancholie immer wieder Nahrung. Doch verzeichnete er es besonders dankbar, wenn durch die Gnade ihm der Friede und die Nähe Gottes fühlbar wurden. Die letzten Lebensjahre mit ihrer kirchenpolitischen Betätigung bewirkten zwar, daß er seltenere und kürzere Eintragungen religiöser Art macht (vgl. 486), aber die Substanz seiner Frömmigkeit bleibt.

3. Kraus hat ein geradezu kindliches Vertrauen in die Wissenschaft und ihre Möglichkeiten. Besonders die Geschichte ist ihm die moderne Wissenschaft schlechthin, die große Lehrmeisterin (156). Sein regsamer Geist, der sich schon in frühester Jugend mit sehr vielen Dingen beschäftigte, die weit jenseits und weit über dem Schulstoff lagen, erwachte förmlich, als er es erlebte, daß neu erschlossene oder genauer untersuchte Quellen herkömmliche Meinungen und Anschauungen als unbegründet oder als nicht genügend begründet erscheinen ließen. Dieses Erlebnis wurde um so stärker, je mehr die geistig träge Welt mancher Seminaristen (151, 174) ihn abstieß und er auch bei einzelnen Professoren eine sorglose Behäbigkeit wahrnahm, die es nicht für notwendig hielt weiter zu arbeiten. Die Lektüre Wisemans regte ihn an, wissenschaftlich als Verteidiger der Kirche aufzutreten (14). Anfangs der jesuitischen Richtung (111), dem Vatikan (136) zugetan und voll Kritik etwa an

Cavour (3.2.1860), den er in seinem letzten Buch anerkennend würdigte (757), neigte er sich zusehends mehr der neuen Richtung zu, bei der sein angeborener Scharfsinn sich so recht entfalten konnte. Die Besprechung von Büchern und die ersten eigenen Arbeiten machten schon früh auf ihn aufmerksam und brachten ihn in Verbindung mit den Tübinger Theologen, die ihn dorthin zu ziehen suchten. Die wirtschaftlichen Verhältnisse ermöglichten es nicht.

Schnell erweiterte sich der Kreis seiner Freunde, die er auf vielen Reisen gewann oder sich auch brieflich erwarb. Je höher die Wogen der Erörterungen um die Frage der päpstlichen Unfehlbarkeit gingen, je näher das Konzil rückte, je häufiger die Nachrichten kamen, je mehr er sich in die Kirchengeschichte einarbeitete, desto fester wurden die Bindungen, desto erregter die Befürchtungen. Er hoffte sicher auf die Ablehnung der Definition und war um so enttäuschter, als das „furchtbare Ereignis“ eintrat, das ihm eine „Katastrophe“ für die Kirche und fast ihren sicheren Untergang bedeutete (515 u. a.). Den Weg der Altkatholiken und auch den des von ihm bis zum Tod verehrten Meisters Döllinger ging er nicht. Er suchte einen Ausweg etwa in der Feststellung, daß man nicht wisse, was eigentlich definiert sei (noch 1900 Seite 735), daß das Konzil nicht frei und nicht ökumenisch sei. Er könne die Unfehlbarkeit des Papstes nur unter der Bedingung annehmen, wenn die Gelehrten eine Lehre als Glaubenssatz der Kirche nachgewiesen hätten und die Bischöfe befragt worden wären. Die offene und geheime Verbindung mit den Gleichdenkenden blieb. Alle, die Kraus kennenlernt, wurden je nach ihrer Haltung in den schwebenden Fragen in seinen Kreis aufgenommen oder abgelehnt. Deutsche, französische und englische Freunde fanden sich. Sorgfältig wurden alle, z. B. auch die Bollandisten (263), registriert, die nicht ganz ultramontan zu denken schienen. Der geistige Zusammenhalt wurde sogar stär-

ker und nahm zuweilen fast verschwörerische Formen an.

Im gleichen Maß wuchs bei Kraus die Abneigung und sogar der Haß gegen die Gegenseite, die Leute von so fanatischer Gesinnung (210), die exaltierte Kamarilla (212), die Ultras (270), den Ultramontanismus und Servilismus (313), die fluchwürdige Jesuitenpolitik (323), die Leitung der Kirche voll Lüge und Heuchelei (324), die jesuitisch mechanische Auffassung (346), die ultramontanen Streithähne (398), die ultramontane Meute (461), das moderne Pharisäertum (460, 536), die geistige Impotenz der Ultramontanen (476), die Pharisäer und Tempelschänder (501), den aus Lüge und Gewalt zusammengesetzten Ultramontanismus (505), den brutalen Ultramontanismus und die jesuitische Pharisäersekte (517), die Jesuitenaffen (706), den vatikanischen Pharisäismus (729) usw. Seiner Grabinschrift, die er am 24. 12. 1901, kurz vor seinem Tod, entwarf, fügte er den Satz ein „qui phariseorum sectae semper in odio fuit“ – stets gehaßt von der Pharisäersekte – (761). Fast möchte man sagen, daß diese Gesinnung zu einer Art fixen Idee wurde. Er entfremdete sich dadurch auch manche seiner ersten und besten Freunde. Als er 1881 den greisen Kuhn in Tübingen aufsuchte, der ihn in seiner Jugend so sehr aufgemuntert hatte und der ihm jetzt bekannte, daß er sich in der Gnadenlehre den Jesuiten angeschlossen habe, distanzierte er sich von ihm (433). Seine beste Bekannte, die Gräfin Charlotte Blennerhasset – Leyden, die er im Februar 1870 in Rom zuerst sah und die er schon am 29. 3. seine Freundin nannte, war später nicht mehr mit ihm einverstanden. Er stellte bei einem Besuch am 3. 6. 1900 bei ihr, stärker als je, einen seltsamen Mangel an Objektivität fest. Sie versteht ihn nicht. „Es ist und bleibt in ihrer Seele ein Fonds bayrisch-ultramontanen Opportunismus, an dem, an gewissen Punkten angekommen, alle Logik scheitert“ (279, 285, 737).

Diese Einseitigkeit wirkt sich auch auf seine wissenschaftliche Arbeit aus.

So zuverlässig seine archäologischen und kunsthistorischen Forschungen mit ihren noch heute gültigen Ergebnissen sind, so leidet darunter die rein kirchengeschichtliche Schau. Fast möchte man sagen, daß er wohl ein Historiker ist, insofern er ein umfassendes und kritisches Quellenstudium treibt, daß es ihm aber an eigentlich historischem Sinn mangelt. Er trägt Gegenwartsauffassungen und Gegenwurtsurteile in die Vergangenheit hinein und sucht diese nicht aus ihrem eigenen Geist zu verstehen. Ein Beweis dafür ist seine Kirchengeschichte, die damals wie heute unsere Kritik herausfordert, während die Besprechung des Buches von Grisar (Innsbrucker Zeitschrift für Theologie 6 [1882] 737–774) noch heute gültig ist. Er selbst notierte: „Diogenes suchte Menschen mit der Laterne; ich suche Männer, d. h. Wesen von kaltem Kopf, glühendem Herzen, eiserner Hand; wo sind sie? Erbärmliches Jahrhundert!“ (453).

Eine andere Folge seiner Anschauungen war die, daß er sich in die aktive Kirchenpolitik hineindrängte und hineindrängen ließ. Er wurde von Straßburg, Karlsruhe und Berlin in Anspruch genommen. Obwohl er einmal aufzeichnete, für Korpsgeist und Parteileidenenschaft nicht geschaffen zu sein (317), obwohl er seinen Gegnern Intrige und brutale Gewalt vorwarf, daß durch Pius IX. und Leo XIII. der Katholizismus aus einer Religion zu einer Partei geworden sei, unter dem Joch der jesuitischen Furca (600f.), war er tätig, Ultramontane von Lehrstühlen fernzuhalten (401). „Das steht mir ja fest, daß, soviel an mir liegt, kein ultramontan gesinnter Theologe mehr einen Lehrstuhl in Deutschland innehaben soll“ (404). Und was die Ehrlichkeit des Vorangehens angeht, die er bei den verlogenen Pharisäern so sehr vermißt, bediente er sich selbst der Mentalreservationen (geistigen Vorbehalte) mehr als auch der abgefeimteste und verschnitzteste seiner Gegner.

Seine Auftraggeber, Fürsten, Beamte und Staatsmänner, enttäuschten ihn

manchmal, da sie, wie er glaubte, ohne wahre Einsicht in die Gefahr, sehr oft seine Vorschläge nicht berücksichtigten und Männer auf Bischofstühle und kirchliche Stellen beriefen, vor denen er gewarnt hatte.

Kraus selbst wurde öfters für Bischofstühle, in Straßburg, Freiburg, Trier, in Aussicht genommen. Daß die Kirchenleitung ihn ablehnte, war für ihn kein Grund, auf eine solche Möglichkeit zu verzichten. Seine Freundin Blennerhasset mahnte ihn, sich nicht in das bischöfliche Gefängnis einschließen zu lassen (504). Aber die Entscheidung brachte doch seine innerste Überzeugung, Gelehrter zu sein und bleiben zu müssen. Er freute sich zwar, als Kandidat genannt zu werden – wer wollte ihm das verübeln? –, war aber im Grund froh und dankbar, wenn sich solche Pläne zerschlugen.

Der Angelpunkt seiner Richtung, die er lieber „religiöser“ als „liberaler“ Katholizismus genannt wissen wollte (410), war sicher nicht ein weltlicher Geist, eine religiöse Lauheit, sondern seine Auffassung von der theologischen Wissenschaft (724), die er durch die Entwicklung gefährdet und beim Tod Döllingers als noch größere Leiche liegen sah (562). Diese Wissenschaft war ihm in ihrem Wesen die Geschichte, deren freie Erforschung ihm Herzensanliegen war; dabei war er blind für die geschichtlichen Erscheinungen seiner Gegenwart. Für den demokratischen Gedanken, für das Bemühen Leo XIII. in Frankreich und zur sozialen Frage, hatte er kein Verständnis. Er hielt dies alles für eine neue Verirrung, und meinte, es sei notwendig, sich ihr entgegenzustellen und den Papst auf Bahnen zu halten, die das Band mit den alten Monarchien nicht völlig zerschneiden (571, 578, 599 u. a.).

Die Schärfe der Auseinandersetzungen gehört der Vergangenheit an. Es gilt festzustellen, daß Kraus in ehrlicher Überzeugung kämpfte. Ohne sich bewußt zu werden, in welchem Maß er selbst Partei geworden war, kämpfte er für das, was er Freiheit nannte, gegen

die Kirchenregierung, aber ebenso gegen die liberale Intoleranz, die sich z. B. bemühte, den katholischen Historiker Schulte vom Lehrstuhl in Freiburg fernzuhalten (593). Hier war ihm Erfolg beschieden. Der Mitbewerber v. Pastor, der der Fakultät eine liberale Haltung versprochen hatte, unterlag.

Tragisch erscheint bei den Auseinandersetzungen, daß es wenigstens zu Anfang, als die Fronten noch nicht so verhärtet waren, nicht gelang, die Gegner, die doch im Grund alle der Wahrheit dienen wollten, zueinander zu führen. Die Schuld liegt auf beiden Seiten, auch bei Kraus, der es etwa 1864 bei einem Besuch in Freiburg, „wie es sich von selbst versteht“, vermied, seinen theologischen Gegner v. Schätzler zu besuchen (202) oder später in Rom mit Leo XIII. zu sprechen. In der Hitze des Kampfes war eine Versöhnung wohl kaum möglich; denn die innere Bereitschaft dazu und die innere Distanzierung von der eigenen Anschauung beschränkte sich bei Kraus auf jene immer seltener werdenden Augenblicke, wo er sich vor dem Altar und vor seinem Gott prüfte. Statt dessen bestärkten sich nur die Gesinnungsgenossen in Gesprächen und Briefen. Schließlich sei noch einmal daran erinnert, daß auch seine immer mehr geschwächte Gesundheit ihn bedrückte und schwarzgallige Stimmungen förderte.

Wichtiger als diese Feststellungen, die mehr auf die Person gehen, ist die Frage, welche Bedeutung wohl solche Kämpfe und Kämpfer für das Ganze der Kirche haben. Diese Frage gilt nicht nur für Kraus und seine Freunde, die die Kirche wahrhaft liebten und doch befehdeten. Sie gilt ebenso für viele, die dem Jansenismus nahestanden, für Febronianer und Wessenbergianer, für die Lichtfreunde, für viele Modernisten und Erlebnisliteraten, in gewissen Sinn auch für die Linkskatholiken unserer Tage.

Zunächst erweist das Beispiel von Kraus (es könnte auch an anderen Beispielen gezeigt werden), daß sie keinen oder kaum einen Anteil an der wirk-

lichen Entfaltung des kirchlichen Lebens haben. Sie stehen nicht im Mittelpunkt des eigentlichen Stromes. Wir haben wohl ein eigenes inneres Wachstumsgesetz der Kirche anzunehmen, auch wenn es schwer zu bestimmen ist. Gerade das, was Kraus als das größte Unglück (288) ansah, ist für die Kirche seit 1870 zum größten Segen geworden und hat mit am meisten zu ihrer Erhöhung beigetragen. Diejenigen, die sich dem Vatikanum entgegensetzten, erscheinen heute als Randpersönlichkeiten. Nicht die andern, sie selbst waren Partei, die aus dem Ganzen einen Teil herauschnitt.

Aber warum werden sie, an deren echten, aus dem Herzen kommenden Sorgen wir nicht zweifeln dürfen, von der Vorsehung zugelassen? Vielleicht kann man sagen, daß in ihnen die weltlichen Strömungen, die doch auch für die in die Welt gesetzte Kirche wichtig sind, der Welt des Glaubens begegnen. Warnen sie nicht vor allzu kurzschlüssigen und allzu vereinfachenden Auffassungen? Bringen sie nicht Wahrheiten, die vergessen oder zurückgesetzt zu werden drohen, die aber auch ins Gesamtbild des kirchlichen Denkens und Lebens gehören, ins Bewußtsein? Sorgen sie nicht dafür, daß an der unmittelbaren Front, wo sich das Mühen um die Zukunft in seinen Ausläufern abspielt, nicht bequeme Erstarrung und Verfestigung eintritt? Zwingen sie nicht zur Übung von Geduld und Vorsicht? In der Hitze des Augenblicks wird leicht die Liebe verletzt, hüben wie drüben. Manche Bitterkeit, die bei Kraus wie bei seinen Gegnern festzustellen ist, unter der er am meisten leidet und die man in der Rückschau beklagen muß, beweist, wie leicht eine gewisse Eingengung den Blick auf die Wahrheit trübt und das Gefühl für die Brüderlichkeit in einem Ringen um die Fülle der Offenbarung schwach wird. Wir müssen immer darum kämpfen, daß das Bemühen um die Sache nicht dahin ausartet, daß die Personen angegriffen werden, deren Aufrichtigkeit wir nicht leicht anzweifeln dürfen.

H. Becher SJ